

Sisters in Motion

Lesbische Satire

herausgegeben von

Ilona Bubeck & Jim Baker

Inhalt

| | |
|---|----|
| Ganz normale Menschen | 9 |
| <i>Dorit Linke</i> | |
| „Das Interview“ oder „Alles queer oder was?“ | 19 |
| <i>Kordula Völker</i> | |
| Liebe macht schön | 29 |
| <i>Klaudia Brunst</i> | |
| Eine endlose Geschichte? Langzeitpaare | 35 |
| <i>Ariane Rüdiger</i> | |
| Geliebte Leiden schaf(f)t ? | 41 |
| <i>Bettina Mankowski</i> | |
| Wirksamkeit gesellschaftlicher Verhältnisse | 49 |
| <i>Martina Weigel</i> | |
| Lesbische Suizidreigen in depressiven Kulturcafés | 51 |
| <i>Giannina Wedde</i> | |
| Kleine dumme Ostrezeptoren | 63 |
| <i>Anne Köpfer</i> | |
| Die lesbische maskuline Frau an sich – eine Fallstudie ! | 73 |
| <i>Bettina Mankowski</i> | |
| Körbchen | 83 |
| <i>Sophie Fröhlich</i> | |
| Spezies | 87 |
| <i>Jorjet Harper</i> | |
| Hundegespräche | 95 |
| <i>Martina Weigel</i> | |

| | |
|---|-----|
| Sklavinnen der Liebe | 99 |
| <i>Lesléa Newman</i> | |
| Dykes on bikes | 105 |
| <i>Susanne Kaiser</i> | |
| Gesucht/Gefunden im Kontaktanzeigenmarkt | 111 |
| <i>Aly Machalicky</i> | |
| Die Lesbenbrille | 121 |
| <i>Sophie Fröhlich</i> | |
| Würstchen | 123 |
| <i>Kordula Völker</i> | |
| Vom Aszendenten zum Aktienchart | 125 |
| <i>Ariane Rüdiger</i> | |
| Quadratlatschen | 135 |
| <i>Lesléa Newman</i> | |
| Himmelfahrt | 143 |
| <i>Sophie Fröhlich</i> | |
| Politisch korrekt | 147 |
| <i>Kordula Völker</i> | |
| Sammeln, Kleben, Tauschen | 153 |
| <i>Aly Machalicky</i> | |
| Das Wandern ist der Lesbe Lust | 159 |
| <i>Ariane Rüdiger</i> | |
| Der kleine Unterschied | 167 |
| <i>Klaudia Brunst</i> | |
| Lornas Begräbnis | 173 |
| <i>Vera Grambow</i> | |
| Die Autorinnen | 183 |

Die Unterstellung, Lesben wären humorlos, hat mich früher immer geärgert, denn nichts habe ich mehr geliebt, als stundenlang mit meinen Freundinnen über Gott und die Welt zu lästern – und am meisten über uns selbst.

Lesbischsein ist mehr als eine sexuelle Präferenz: Es ist Leben, Vergnügen, Alltag, Arbeit und vor allem auch Politik. Dagegen sind unsere Lästereien alles andere als politisch korrekt: Sie sind sarkastisch, böse und manchmal sogar schamlos. Vielleicht ein Ventil für alle unsere kleineren und größeren Schwächen und Unzulänglichkeiten. Schließlich sind die Widersprüchlichkeiten das, was das Leben lebenswert und uns Lesben liebenswert macht.

Warum kam bisher niemand auf die Idee, dies festzuhalten?

Mit Klaudia Brunsts *Spätere Heirat abgeschlossen* – deren Kolumnen immerhin einige Jahre in der *taz* standen – fing der Querverlag an, den lesbischen Humor öffentlich und salonfähig zu machen. Und die treffsichere Satirikerin Stephanie Kuh-

nen hat mit ihrem Band *Rettet die Delphine* statt vieler Feindinnen eine große Fan-Gemeinde gewonnen.

Das hat Jim und mich die Spurensuche aufnehmen lassen. Da mußte es mehr von geben. Allein die uns bekannten Kolumnistinnen, Zynikerinnen und Lästermäuler, die des Schreibhandwerks mächtig sind, denen mußten wir nur ein paar Geschichten abringen.

Entstanden ist ein Band „liebevoller“ Geschichten, über die wir herzlich lachen, verschmitzt schmunzeln oder in denen wir uns ertappt fühlen können.

Aly Machalickys Kolumne im Wiener *XTRA!* verdanken wir den klangvollen Titel „sisters in motion“.

Und unser Dank gilt allen hier versammelten Autorinnen, mit denen wir so gerne zusammenarbeiten, mit der Bitte: Weiter so, traut euch!

Ilona Bubeck, Januar 2001

Ganz normale Menschen

Dorit Linke

Lesben und Satire. Meine erste Annäherung an dieses heikle Thema findet im Erdgeschoß eines bekannten Buchhändlers statt. Ich greife zum *Wörterbuch der Szenesprachen*, schlage das Register auf und bemerke die gähnende Leere zwischen „Sarong“ – was immer das ist – und „saugen“ – in welchem Zusammenhang auch immer.

Das war also nichts.

Direkt daneben liegt das *Neue Lexikon der populären Irrtümer*; beim Überfliegen des Inhaltsverzeichnisses stelle ich erleichtert fest: Die neusten Irrtümer haben nicht einmal ansatzweise etwas mit Lesben zu tun.

So kann getrost eine sich allmählich durchsetzende These als Basis meiner Abhandlungen dienen: Lesben sind ganz normale Menschen. Zunächst aber möchte ich eine zufriedenstellende Definition des Begriffs Satire finden. Wieder in meiner Neuköllner Mietwohnung angekommen, fahre ich den Computer hoch und starte das *Lexikon 2000*, wo es heißt: „Satire ist die in der

Literatur bissige oder spöttische Darstellungsweise menschlicher Unzulänglichkeiten und ihrer Folgen.“

Da steht es also schwarz auf weiß: Ich darf spöttisch oder gar bissig werden. Sehr schwer fällt mir das nicht, obwohl ich natürlich Angst habe, nach Veröffentlichung dieser Zeilen von einer Lesben-Motorrad-Gang auf offener Straße brutal zusammengeschlagen zu werden. Die Vorstellung ist wahrhaftig alles andere als schön: Ich krieche mit blutender Nase, fehlenden Zähnen und diversen inneren Verletzungen auf dem Neuköllner Pflaster nach Hause und schlage dabei gekonnte Haken um die zahlreichen Hundehaufen.

Kommen wir nun zu den in der Definition erwähnten menschlichen Unzulänglichkeiten: Sie finden sich überall dort, wo Menschen verkehren, und ich verkehre aufgrund meiner sexuellen Orientierung des öfteren mit Lesben. Auch hier gilt eine altbekannte Regel: Solange diese nicht in Gruppen auftreten, ist alles in Ordnung (siehe Motorrad-Gang). Ganz bestimmte Menschen können sich aus ganz bestimmten Gründen sehr gut in Gruppen integrieren; meine Fähigkeiten in dieser Hinsicht sind eher mangelhaft ausgeprägt.

Die tölpelhaften Versuche von meiner Seite, Kontakte zu mehreren Personen gleichzeitig herzustellen, enden meistens katastrophal oder gehen bestenfalls als guter komödiantischer Auftritt durch. Wenn ich mich bemühe, ein normales Gespräch zu führen, und dabei kurz aus meinem Körper schlüpfte und mir das Ganze mit Abstand ansehe – eine Fähigkeit, die ich schon als kleines Kind beherrschte und in meiner Jugend perfektionierte – werde ich entweder traurig oder muß so sehr lachen, daß jede weitere Kommunikation unmöglich ist. Da solche Zustände auf meine Gesprächspartnerinnen in der Regel irritierend wirken, verlasse ich seit einiger Zeit nicht mehr meinen Körper; statt dessen stürze ich mich ohne großes Nachdenken und voller Energie ins Getümmel. Auf Partys lege ich mich daher spätestens nach einer Stunde mit jemandem an. Wenn die Umstände besonders günstig sind, reichen wenige Minuten.

Kürzlich weilte ich einige Zeit unter diskutierenden Lesben, und während ich völlig gelangweilt meinen Whisky-Cola schlürfte, wurde eine Frage an mich gerichtet, die ich unter anderen Umständen sehr witzig gefunden hätte, wäre sie nicht ernstgemeint gewesen: „Bist du eigentlich auch mit Heten befreundet?“ Ob die Fragestellerin mich herausfordern oder in das hitzige Gespräch integrieren wollte – so nach dem Motto: „Die soll endlich auch mal was sagen!“ –, weiß ich nicht genau. Jedenfalls dachte ich über ihre Frage nach und ließ gedanklich mögliche Erwidierungen vorbeiziehen. Eine wenig unterhaltsame, aber dennoch sehr informative Antwort wäre gewesen: „Nein!“ Oder – etwas provokanter: „Ja!“ Oder – leicht aggressiv: „Ja! Was dagegen?“ Oder – ganz betroffen: „Aber warum denn nicht?“ Ich wollte allerdings nicht viel Raum für Interpretationen lassen, mit meinen Worten aber trotzdem zum Nachdenken anregen. Dabei ahnte ich schon, daß ich mich mit meiner Antwort wohl wieder disqualifizieren würde. Ich sollte somit auch den Rest des Abends allein und einsam an der Theke verbringen, und die Hoffnung auf ein kleines erotisches Abenteuer hatte sich nicht minder schnell verflüchtigt wie der Alkohol in meinem Glas.

Ich sagte: „Weißt du, woran ich denken muß? Ich kann dir zwar nicht sagen, warum, aber ich habe gerade George W. Bush vor Augen und höre ihn zu einem Parteikollegen sagen: ‚Gibt es in Ihrem Bekanntenkreis eigentlich Neger?‘“

Meine Gesprächspartnerin wurde blaß, starrte mich fassungslos an, drehte sich in Richtung Wand und betrachtete intensiv die schon etwas abgewetzte Raufasertapete. Offensichtlich mußte sie sich zunächst sammeln und über ihre Mitschuld an diesem Debakel nachdenken, oder aber sie war so sauer, daß sie nicht mehr reden konnte, und brachte – indem sie den visuellen Wandkontakt einem Gespräch mit mir vorzog – ihre Mißstimmung zum Ausdruck. Die anderen an der Diskussion Beteiligten entfernten sich währenddessen mit Kommentaren wie: „Das kann doch nicht wahr sein“ oder „Das ist doch nun wirklich nicht vergleichbar“ oder „Das ist doch ...“

Wie auch immer, ich verstand die nicht gerade subtile Aufforderung, mich auf einen randständigen Barhocker zu setzen und

das Treiben nur noch aus der Ferne zu verfolgen. Eine halbe Stunde später verließ ich leicht angetrunken die Party, ging in meine Neuköllner Mietwohnung, machte mir ein Bier auf und verbrachte die Nacht entspannt vorm Fernseher.

Aber schließlich bin auch ich ein Mensch, ein sogenanntes soziales Wesen mit dem dringenden Bedürfnis nach Nähe. Da ich nicht ständig meine Meerschweinchen (Bommel & Godzilla) malträtieren kann, muß ich trotz der häufigen Katastrophen im zwischenmenschlichen Bereich immer wieder hinaus auf die Straße. Einsiedelei ist schließlich keine Lösung. Allerdings gab es einmal eine kritische Phase in meinem Leben, da hätte ich beinah den gutgemeinten Rat eines Freundes befolgt und wäre fast mit dem provokativ bedruckten T-Shirt (*Fuck you, I've got enough friends!*) in ein bekanntes Berliner Lesbenlokal gegangen.

Da ich diese Überlegung glücklicherweise nicht in die Tat umsetzte und ich mich somit auch nicht über den Rand des Lesbenuniversums hinauskatapultierte, blieb ich weiterhin in einer günstigen Beobachterposition und konnte meinen Erfahrungsschatz hinsichtlich gewisser Eigenarten dieser Menschen ausweiten.

Was Frauen im allgemeinen und Lesben im besonderen irre gut können: Das Leid anderer annectieren und dabei emotional so richtig mitgehen. Den Gesetzen der Logik wird in solch überwältigenden Augenblicken nicht mehr gefolgt; es gibt auch keinen Grund dafür. „Warum soll ich denken können, wenn ich meine Gefühle habe?“

Ein kleines Beispiel: Kürzlich war ich mal wieder auf einer Party, schlürfte gelangweilt Cola und unterhielt mich mit einer Lesbe über die Fortschritte in unserem Land hinsichtlich der Akzeptanz von Minderheiten und über die Aufgaben, die von „uns Lesben“ noch zu bewältigen sind. Nachdem sich die Frau eine ganze Weile mit so gewagten Thesen wie die „Pflicht zum Selbstouting im öffentlichen Dienst“ oder die „Aufgabe aller Lesben, ihre lesbischen Freundinnen offiziell zu outen“ hervorgetan hatte, sagte sie mit bedrückter Stimme: „Es kann nicht sein, daß wir Lesben, die wir nun schon seit Jahrtausenden

unterdrückt und gedemütigt werden, auch weiterhin eine derartige Behandlung erfahren.“ Ich sah in ihr selbstmitleidiges Gesicht und prustete vor Lachen meine Cola durch die Gegend. Dann sammelte ich mich und tätschelte ihre Schulter: „Laß mal, dafür, daß du nun schon seit Jahrtausenden unterdrückt und gedemütigt wirst, siehst du noch sehr frisch aus.“

Die Frau entfernte sich wütend, und ich saß wieder einsam und verlassen am Tisch, rauchte eine Zigarette nach der anderen, trank meine Cola leer und ging dann nach Hause. Dort verbrachte ich die Nacht entspannt vorm Fernseher.

Zu dieser Zeit wurde mir allmählich bewußt, daß ich nach den Partybesuchen meistens – anders als geplant – allein nach Hause gegangen war und das Konsumieren von Talkshows (Wiederholungen vom Nachmittag) den Höhepunkt der Nacht darstellte. Ein einziges Mal nur stiefelte ich die Treppe zu meiner Wohnung in Begleitung einer Dame hinauf; allerdings entfernte sich diese recht bald wieder, da ich wohl zu beharrlich darauf bestanden hatte, meine Lieblingstalkshow noch zu Ende zu sehen.

Diese kleine Episode ist sehr gut geeignet, das nächste Thema einzuleiten: Lesben und Sex.

Leider fällt mir dazu nicht viel ein; daher möchte ich das Thema etwas abwandeln: Lesben und kein Sex.

Neulich war ich in Boston, USA. Da ich den Winter in Neuengland kolossal unterschätzt hatte und demzufolge nicht der Witterung entsprechende Klamotten mit mir herumschleppte, ging ich in ein örtliches Einkaufszentrum, um diesen Mangel zu beheben. Schließlich herrschten in freier Wildbahn minus 15 °C. Ich mußte vor Schmerzen regelrecht heulen. Diese Situation und meine Vorstellung von einem entspannten Urlaub deckten sich in keiner Weise.

Ich betrat ein geeignetes Geschäft, warf ein paar prüfende Blicke durch den Raum und sah diese Frau. Innerhalb von Sekundenbruchteilen schossen sämtliche körpereigene Drogen durch meine Blutbahn und veranstalteten die wohl lustigste Party ihres Lebens, die insbesondere mein Gehirn in Mitleidenschaft zog und die keine Polizei hätte durchgehen lassen, hätte

sie darauf Einfluß gehabt. Über diesen verfügt sie glücklicherweise aber nicht, oder konntet ihr schon mal einen mikroskopisch kleinen Wasserwerfer beobachten, der durch menschliche Adern jagt? Ich nicht.

Jedenfalls wäre ich beinahe rückwärts und völlig zgedröhnt wieder aus dem Laden gewankt. Allerdings hatte ich aber schon die Aufmerksamkeit der Dame erregt. Sie starrte mir, offensichtlich auch paralysiert, in die Augen, ich starrte ihr in die Augen und wurde sodann von einer magischen Kraft in den Laden gezogen, die meinen zaghaften Widerstand einfach ignorierte.

Die Situation brauche ich nicht näher zu beschreiben, derartiges hat sicher schon jede erlebt. Wenn nicht, tut es mir leid, und ich setze in diesem Fall ein wenig Phantasie voraus.

Nun stand ich im Laden und wußte nicht mehr, was ich dort eigentlich wollte. Ich kann von Glück sagen, daß ich nicht etwa Pizza bestellte oder mich ausgiebig nach den günstigsten Flügen quer durchs schöne Land erkundigte. Die Frau – nennen wir sie einfach mal Berta – fragte mich etwas auf englisch. Da ich noch immer keinen Mucks von mir gab, kombinierte sie folgerichtig, daß mein Aufenthalt in ihrem Geschäft etwas mit dem Bedürfnis nach Kleidung zu tun haben könnte. Aufenthalt ist genau das richtige Wort; ich hielt mich tatsächlich nur auf, das heißt: Ich stand da, rührte mich nicht und blickte stur in eine Richtung.

Berta schleppte Kleidungsstücke an und breitete diese vor mir aus. Das löste mich ein wenig aus meiner Starre, und ich verbrachte eine halbe Ewigkeit damit, völlig hektisch Pullover, Hosen, Strümpfe und T-Shirts anzuprobieren, die unter anderen Umständen nicht einmal ansatzweise mein Interesse geweckt hätten. Sie wartete währenddessen vor der Umkleekabine; ansonsten kam kein Mensch in den Laden.

Über eine Stunde beschäftigte ich mich ausschließlich mit den dämlichen Klamotten. Sobald ich aus der Kabine trat, stand Berta da und gab freundliche Hinweise, verbunden mit überaus neckischen Augenaufschlägen. Ansonsten war sie wohl auch ziemlich durcheinander, denn andauernd rannte sie

gegen Tische und Stühle, obwohl sie den Laden, die dazugehörenden Möbelstücke und deren Standort ja eigentlich hätte kennen müssen. Vermutlich war aber kurz vor meinem Erscheinen alles umgeräumt und neu arrangiert worden. Schon gut, ich gebe es ja zu: eine etwas blöde Erklärung. Aber eine andere hätte meinen desolaten Zustand nur noch verschlimmert.

Als ich in einem recht knapp bemessenen T-Shirt aus der Kabine sprang, knallte Berta gegen ein mit Ohrringen vollgestopftes Regal, welches daraufhin umfiel und seinen Inhalt über den Fußboden verteilte. Ich hüpfte hinter die Verkaufstheke und half ihr dabei, einen Ohrring nach dem anderen ganz behutsam und sanft wieder an seinen Platz zu bringen. Wir knieten beide auf dem Boden – ich in meinem sagenhaften T-Shirt, sie in einem feschen Minirock – und sammelten zitternd die Ringe ein, wobei ich verlegen vor mich hin summt (Frank Sinatra: „*Strangers in the Night*“). Obwohl ich peinlich genau darauf geachtet hatte, sie auf keinen Fall zu berühren, trafen sich unsere Hände bei den Sammelaktivitäten dennoch. Ein Zucken ging durch unsere Körper, und wir rückten einen Meter voneinander weg. Ich hörte auf zu summen.

Als wir fertig waren, stand ich auf, erklärte umständlich, daß ich wieder in die Kabine gehen müsse, und entfernte mich im Vollrausch. Auf sicherem Terrain von einem Quadratmeter holte ich tief Luft, zählte langsam bis zehn und traf nicht zum ersten und wohl auch nicht zum letzten Mal in meinem Leben die dämliche Entscheidung, mich so schnell wie möglich zu verziehen. Meine Gründe dafür waren: höllische Angst und ein unregelmäßiges Herzklopfen – beides konnte einfach nicht gesund sein.

Nachdem ich nun die ganze Zeit durch das Geschäft gestolpert war, hatte ich das starke Gefühl, etwas erwerben zu müssen. Also kaufte ich einen riesigen Jeansanzug, in dem ich ausah wie eine arg überzeichnete Comic-Figur und der daher bestenfalls für Arbeitseinsätze bei Neumond erhalten konnte. Außerdem erstand ich ein sonderbares T-Shirt der US-Army, das ich sofort nach meiner Landung in Berlin-Tegel einer guten Freundin schenkte. Nach einigen Monaten kam von ihrer Seite

zaghaft folgendes Bekenntnis: Sie würde etwas derartig Militärisches nur beim Schlafen tragen, auf der Straße sei ihr das unangenehm. Offensichtlich hatte ich das Bekleidungsgeschäft um ein paar Ladenhüter gebracht.

Als ich mich von Berta verabschiedete – wir waren einander schon richtig vertraut –, sah ich Tränen in ihren Augen. Es ist möglich, daß ich mir das einbildete, vielleicht war sie einfach nur verschnupft. Oder ich litt unter Visionen, hervorgerufen durch die eingangs genannten bewußtseinserweiternden Drogen.

In diesem Augenblick kam der nächste Schock: Sie sagte, ich solle doch bald wiederkommen. Damit war ich nun hoffnungslos überfordert und stellte mich sicherheitshalber blöd. Begleitet von hektischen Handbewegungen und albernem Gegrinse lallte ich unausgegorenes Zeug, unter anderem, daß ich mir schon vorstellen könnte, in ein paar Jahren mal wieder nach Boston zu fliegen oder später dort vielleicht auch mal zu leben ...

Bertas Gesichtsausdruck verriet mir ohne jeden Zweifel, daß ich nun völlig daneben gegriffen hatte. Sie schaute mich erst irritiert, dann zunehmend wütend an und fragte mit barscher Stimme: „*What?*“

Daraufhin fiel mir nichts Besseres ein, als unbeholfen zu lächeln und mit dem Fuß die verrutschten Teppichfransen zu ordnen. Als ich mich traute, meinen Blick wieder ein wenig zu heben, sah ich die furchteinflößenden Falten zwischen ihren Augenbrauen. Ihre leicht rötliche Gesichtsfarbe schlug in ein frisches Blau um.

Nun wurde selbst mir die drohende Gefahr bewußt. Die inzwischen aktivierten Fluchtinstinkte ließen mich rasch den Jeansanzug und das US-Army-T-Shirt greifen und mit lautem Gepolter aus dem Laden rennen. Mein zaghaft gemurmertes „*bye-bye*“ vernahm Berta mit Sicherheit nicht mehr.

Draußen auf der Straße war es immer noch sehr kalt; ich mußte fast heulen. Sicher war dabei mehr als nur die Witterung im Spiel.

Ein paar Stunden später teilte ich meinem Bruder, der zu dieser Zeit in Boston arbeitete, die Erlebnisse des Tages mit. Er

schüttelte resigniert den Kopf und fragte nur: „Wieso hattest du eigentlich dein Coming-out?“ Gute Frage.

Diese Frage möchte ich gern an alle Lesben richten, die mit ähnlichen Geschichten aufwarten können. Wenn ihr mal wieder in der Kneipe sitzt und bockig zur Seite schaut, sobald eine Frau auch nur annähernd in eure Richtung blickt, dann fragt euch das. Fragt euch, wieso ihr überhaupt jedes Wochenende ausgeht und in den entsprechenden Lokalen sitzt und guckt und wieder wegguckt. Fragt euch, wieso ihr nicht gleich Nägel mit Köpfen macht. Also entweder: Sex haben wollen, ausgehen und Frauen ansprechen. Oder aber: keinen Sex haben wollen, nicht ausgehen und die Zeit für etwas anderes nutzen. Schließlich gibt es viele schöne Dinge auf der Welt, die noch entdeckt werden wollen.

Bevor sich jetzt tatsächlich jemand aufregt und meint, auch ausgehen zu können, ohne Sex haben zu wollen: Das ist sicher möglich. Ich habe davon auch schon gehört.

Zum Schluß ein paar beruhigende Worte: Wenn ihr demnächst zu einer Frau ausnahmsweise freundlich sein solltet und sie vielleicht sogar anspricht, dann fällt keine gigantische Kuh vom Himmel und zerstört sämtliches Leben in Mitteleuropa.

Versprochen!